



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Schütz: Dafne; La Capella Ducale, Musica Fiata, Roland Wilson (2021); cpo

„Dafne“ heißt die erste deutsche Oper und sie stammt von Heinrich Schütz. Seit Generationen beklagen die Musikwissenschaftler, dass die Musik des 1627 uraufgeführten Werks verloren gegangen sei. Nur das Textbuch von Martin Opitz, der ein älteres italienisches Libretto von Ottavio Rinuccini übersetzt hatte, gibt es noch.

Nun ist die Oper wieder da! Roland Wilson hat sie zwar nicht wiederentdeckt, wohl aber rekonstruiert. Dabei hat er sich der gleichnamigen Oper von Marco da Gagliano von 1608 bedient, die Schütz kannte. Er hat dessen Musik den deutschen Rezitativen unterlegt und angepasst. In den Arien hat er passende Musik bei Schütz gesucht und umtextet. Seine Rekonstruktion, so Wilson, erhebe nicht Anspruch, die damalige Gestalt der Oper originalgetreu zu treffen, wohl aber einen plausiblen Eindruck davon zu vermitteln. Wilson präsentiert eine abwechslungsreiche Musik in variablen Instrumentalbesetzungen, dargeboten von erstklassigen Solisten, allen voran Tobias Hunger als Apoll, der der Nymphe Dafne nachstellt, einfühlsam und mit ängstlicher Erregung gesungen von Marie Luise Werneburg. Hinzu kommen noch der anfänglich von Apollo verhöhnte Cupido und dessen weise Mutter Venus. Das Problem dieser deutschen „Dafne“ liegt im Libretto von Opitz. Es ist alles andere als opernhaltig. In endlosen Strophen singen die Hirten von den Prüfungen der Liebe. Auch agieren die Protagonisten nicht wirklich miteinander, nicht einmal Apollo und Dafne bei ihrer letzten Begegnung. So kann auch die von Wilson kompilierte Musik nicht die dramatische Zugkraft wie in einer venezianischen Oper von Monteverdi oder Cavalli entfalten. Trotzdem gebührt Roland Wilson großes Lob für diese mutige Tat.

Richard Lorber



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Lully: Acis et Galatée; Ambroisine Bré, Cyril Auvity, Edwin Crossley-Mercer, Les Talens lyriques, Chœur de chambre de Namur, Christophe Rousset (2021); Aparté (2 CDs)

Die Partituren von Lully stellen an die Interpreten große Herausforderungen, weil sie anders als die von Rameau oder gar von Salieri relativ sparsam sind an musikalischen Effekten und den Interpreten große Freiräume geben, so etwa in dem großen Lamento von Galatée am Ende des dritten Aktes. Das singt Ambroisine Bré in dem typisch larmoyanten französischen Tonfall, nachdem sie ahnt, dass ihr Geliebter Acis vom eifersüchtigen Polyphème getötet wurde.

Auch später ist da keine Heftigkeit, eher eine Art schönes Leiden. Selbst das Werben des ungeschlachten Polyphème um Galatée hat noch eine geradezu höfliche Attitüde. Edwin Crossley-Mercer singt die Rolle wie ein Charmeur. Acis gibt sich empört, dass Galatée (zum Schein) Polyphème nachgeben hat. Aber auch er ist nicht wütend, sondern Cyril Auvity wendet sich mit seinem schönen hellen Tenor in rhetorischer Raffinesse seiner Geliebten zu.

Ein bisschen heftiger wird es immer dann, wenn der Chor (sprachlich und intonatorisch extrem präzise der Chœur de chambre de Namur) sich einbringt und etwa Neptun eilfertig unterstützt, Acis Unsterblichkeit zu verleihen, indem er in einen Fluss verwandelt wird. Dazu kommen immer wieder die von den Talens lyriques herrlich gespielten Tanzeinlagen, die allerdings nicht wie sonst bei Lully auf große Ballette hindeuten, denn „Acis et Galatée“, Lullys letzte Oper, die 1686 außerhalb von Paris uraufgeführt wurde, musste ohne große Bühneneffekte auskommen, sozusagen eine Oper zum Hören. Christophe Rousset ist ein Experte für solche Hörbilder und mit seiner neunten Lully-Einspielung sowie so ein Experte für diesen Komponisten.

Richard Lorber



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Leoncavallo: Li Zingari; Royal Philharmonic Orchestra, Carlo Rizzi (2021); Opera Rara

Lodernde Liebe, rasende Eifersucht, brutaler Mord – alles in 60 Opernminuten. Das ist Verismo, wie er bebt und lebt, singt und klingt. Ruggiero Leoncavallo konnte das, kompakt serviert, direkt auf den musikdramatischen Höhepunkt hin komponiert, in passioniertem Melodienstrom – auch wenn er nie mehr so populär war wie in seinem 1892 uraufgeführten „Bajazzo“. Der allein schon durch sein Story-Tempo packende Einakter „Li Zingari“, der 1912 in London herauskam, tat es ihm fast gleich.

Heute ist die auf ein Puschkin-Gedicht zurückgehende tödlich endende Dreiecksliedgeschichte zwischen dem reichen Radu sowie Fleana und Tamar, Mitgliedern eines Roma-Verbands, vergessen. Immerhin hat die britische Opera-Rara-Truppe jetzt die fünfte Gesamtaufnahme des hörenswerten Zweiakters vorgelegt, die Erste aus dem Studio. Zwar ist der Titel heute nicht mehr politisch korrekt, und es wird voll exotischer Romantik klischeetiefend von der buntflügeligen Liebe des fahrenden Volkes erzählt. Insbesondere die sich schnell entliebende vom Tenor zum Bariton switchende Fleana ist als Carmens Schwester arg eindimensional gezeichnet.

Was tut's? Obwohl Leoncavallo operettige Ungarnversatzstücke bemüht (etwa im Csardas-Intermezzo), der Feuerstrom der leidenschaftlich pulsierenden Klänge reißt mit. Carlo Rizzi am Pult des prächtig klingenden Royal Philharmonic Orchestra geht dirigistisch in die Vollen. Die reife Krassimira Stoyanova (Fleana) mit edler Soprankantilene, Arsen Sghomonyan als tenordrastischer Radu und Stephen Gaertners (Tamar) üppiger Bariton fügen sich zum stimmigen Protagonistentrio.

Manuel Brug